Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 30

Artikel: Die Geschichte von Eva Guldins Liebe [Fortsetzung]

Autor: Keller, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641086

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die schmale Portion Geißmilch, die ihnen zukommt, denn nachher gibt's nichts mehr und Hunger tut weh, besonders wenn der Schmerz den Schlaf verscheucht und die Nacht nicht enden will. Wenn es regnet, dann bleiben sie in ihrer dürftigen Kammer, plaudern zusammen und staunen ins Freie. Manchmal mag das Buebli nicht aufstehen; da rückt denn der Großvater sein Bett ans Fenster, damit es den Himmel sehen kann. Aber sobald die Sonne kommt, leidet es die zwei nicht mehr unter dem Dache; da ziehen sie miteinander den lieben alten Weg den kleinen Hügel hinauf, und beim Bänklein unter der Eiche am Waldesrand machen sie Halt. Scheu stehen die, die sich hier zur Ruhe gesetzt, auf und machen den beiden Platz. Besonders die Kinder springen schnell beiseite und sagen etwa: „Sitz du, Adolf, die Bank gehört dir!" oder: „Nehmt ihr Platz, ihr seid müde und wir nicht."

Und da sitzen sie denn und lassen ihre Blicke über das herrliche Landschaftsbild gleiten, das sich vor ihnen ausbreitet. Oft geht es lange, bis einer von ihnen etwas spricht, sie müssen sich zuerst erholen von den Beschwerden, die das Gehen verursacht. Gewöhnlich ist es das Buebli, das das Schweigen bricht. Es hat einen offenen, empfänglichen Sinn für die Natur und jede, auch die kleinste Einzelheit darin, erregt seine lebhafte Teilnahme.

„O Großvater, sieh wie die Berge glühen, dort, dort, das Kreuz an der Jungfrau, o wie schön, wie schön! — Schau, ums Stockhorn legt sich ein Nebel — sie heuen im Talgut, über Gerzensee steht eine Wolkenwand — die Birnbäume haben schön angesetzt, der Hans in der Herrschmatt dengelt wieder" — so geht das oft in einem fort, daß der Großvater gerade genug zu tun hat mit horchen und schauen.

Heute ist es aber etwas anderes als die Natur, das den Kleinen beschäftigt; mit halblauter Stimme beginnt er:

„Diesen Morgen hat es der Vater wieder gesagt!"

„Was denn, Buebli?"

„Ach du weißt schon was, Großvater, wenn er nur uns beide bald los wäre."

Der Alte antwortet nicht, seine rotgeränderten Augen starren ausdruckslos ins Weite.

„Weißt, der Herr Doktor war bei ihm, um die Kleidung zu bezahlen; da hat ihn der Vater gefragt, was er meine wegen uns. Der Herr Doktor antwortete, du könnest noch viele Jahre leben trotz der Gliedersucht, denn du habest eine zähe Natur; aber mir traue er nicht viel mehr zu, mein letztes gutes Blutströpflein sei bald verbraucht. Ja, das habe ich gehört, Großvater: ich saß auf dem Bänklein hinter dem Ofen. Als der Herr Doktor fort war, sagte der Vater zum Gesellen: „Wenn sie doch nicht mehr gesunden können, wär's ein Glück, sie bald los zu sein, denn zwei, die essen und nichts verdienen, ist eine schwere Last für einen armen Schneider, die Marie, die mir konnte schaffen helfen, die hat richtig sterben müssen!"

Die Marie hat sterben „dürfen", willig und ohne Klagen ist sie aus der Welt geschieden und hätte sie den alten Vater und das schwache Buebli mitnehmen können, dann würde sie den Tod, der sie von der Seite des geizigen mürrischen Mannes erlöste, mit Jubelfreuden begrüßt haben.

„Sei nicht traurig, Großvater", bittet das Kind, „gelt, ich hätt' dir's lieber nicht sagen sollen?"

„Ist mir ja nichts Neues, hab's selbst schon gehört."

„So wollen wir jetzt von etwas anderm reden, gelt du?"

Der Großvater nickt zustimmend, aber es fällt ihnen nicht gleich etwas ein. Das Buebli schaut sich nach allen Richtungen um, endlich bleibt sein Blick an einer bestimmten Stelle haften.

„Du, Großvater", beginnt es, „heut wollt' ich wieder einmal, ich wäre nicht ich!"

„Wer möchtest denn sein?"

„Dorthin schau! Der dort möcht ich sein, der Hüterkobi", und er deutet auf den Buben, der fröhlich auf einem Stein steht und seinen Geißen vorjodelt; „o das wär' schön"; seine Augen glänzen in Sehnsucht.

„Ja freilich wär' das schön, Buebli", pflichtet der Großvater eifrig bei.

„Aber weißt", fährt es fort, „wenn ich der gesunde, lustige Geißbueb wäre, dann dürftest du auch nicht der lahme Großvater sein, denn ich möchte nicht so langsam laufen und fortspringen auch nicht, denn da würdest du traurig. Wer könntest du wohl sein?"

Beide denken darüber nach; da eilt der Briefträger durch den Wiesenpfad und mit einem kühnen Sprunge setzt er über den Bach.

„Ich hab's, ich hab's, Großvater, der Briefträger könntest du sein!"

„Ja erst noch, du hast recht", meint der Großvater lächelnd.

Das Buebli ist aber noch nicht ganz im Reinen mit seiner Idee. Es möchte sagen, in geistiger Beziehung und im Antlitz dürfte sich der Großvater nicht verändern. Aber es kann nicht die rechten Worte finden und so drückt es sich einfach aus:

„Nur die Beine dürftest du vom Briefträger haben, sonst müßtest du ganz der gleiche bleiben!"

„O Buebli, kannst mich dir vorstellen mit meinem runzligen Gesicht und meinen schneeweißen Haaren, wie ich über den Bach hüpfe, oder Trepp' auf, Trepp' ab eile in ein paar Sätzen, oder mich beim Müller über die Mauer schwinge?"

Nun lachen die beiden, daß dem Großvater seine Augen ganz klein werden und das Buebli endlich, halb in Lust, halb in Schmerz, ausruft:

„Hör auf, hör auf, Großvater, mir tut alles weh!" Es geht noch lange, bis sie sich erholt haben von ihrem Gelächter.

„Es wird bald Zeit sein, heimzugeh'n; komm Buebli, wir singen noch „unser" Lied."

Andächtig falten sie die Hände und ihre dünnen Stimmen tönen hinaus in den dämmernden Abendfrieden:

„Nimm Jesu, meine Hände
Und führe mich!
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich.
Ich kann allein nicht gehen,
Nicht einen Schritt;
Wo du wirst gehn und stehen,
Da nimm mich mit!"

„Gelt, das Lied ist für uns zwei gemacht?" fragte einst das Buebli, als die Sonntagsschulkinder es ihm vorsingen mußten, bis es im Gedächtnis blieb.

„Wird schon so sein", antwortete damals der Großvater und seither nennen sie es „unser" Lied.

Und nun erheben sie sich langsam und ächzend von der Bank. Das Buebli verneigt sich nach allen Seiten, indem es sagt: „Adie Stockhorn, adie alle Berge, adie Eiche, Blumen, Aare, Bänkli, alle miteinander, schlaft wohl, lebt wohl, auf Wiedersehn!", und bei jedem Knix zieht es höflich das Käpplein ab.

„Wie lustig du heute bist, Buebli, sagt der Großvater und wischt verstohlen mit der Hand die nassen Augen ab, dabei denkend, wie viel fröhlicher es noch sein würde, wäre ihm Gesundheit beschieden. (Schluß folgt.)

Die Geschichte von Eva Guldins Liebe.

Erzählt von H. Keller. 7

Aber fast wäre es doch wieder dazu gekommen. Es war, als Maielies für kurze Zeit weggerufen wurde und Eva und Lukas allein blieben.

„Eva", sagte Lukas schnell und leise, „weißt du, warum ich so schnell heiraten muß? Weil ich sonst mehr als gut ist

an ein blondes Madönnelein denke, dessen Blut aus Eis und Feuer besteht, und das mich quält und erregt, seitdem ich es erfahren habe. Maielies aber, die gute, große, liebe, baut auf mich. Wenn ich sie heiraten will, so muß ich es jetzt tun, sonst könnte es zu spät werden. Bei ihr werde ich ruhig und besonnen werden, und sie ist mir ja auch viel zu wert und lieb, als daß ich sie unglücklich machen könnte. Und so wird auch dem Madönnelein seine Ruhe und Sicherheit zurückgegeben, und sein schlechtes Gewissen der Freundin gegenüber wird wieder ein gutes werden. Gelt, Madonna-Evelein?"

Bei diesem Alleinsein mit dem Mädchen schien er aber doch wieder unsicher zu werden, Eva fühlte es und wurde auch davon angesteckt. Er atmete hastig und schwer und suchte mit seinen heiß-glänzenden Augen Evas Blick zu begegnen. Mühsam zwang sie sich dazu, ihn anzusehen und sagte dann, ihre Stimme mit aller Kraft zur Ruhe zwingend:

„Du weißt, ich hab' nur einen lieb. Das andere war ein Rausch, der längst vergangen ist. Mach du Maielies glücklich und laß uns Freunde bleiben. In deiner Macht allein steht's, daß ich euch in Mailand ruhig und sicher besuchen darf."

Sie hatte ernst und herzlich gesprochen. Als Antwort nahm Lukas ihre schmale Hand in die seine, küßte sie und gelobte: „Madönnelein, du sollst zufrieden mit mir sein!"

* * *

Eva verbrachte die langen Herbstferien im Tessin, wo sie noch ganz gesundete und am ewig blauen See und bei dem frohen Volk die goldenen Sonnentage voll genoß. Sie lernte wieder scherzen und lachen, freute sich, wenn sie umworben wurde, mied fröhliche Gesellschaft nicht mehr, kurz, sie hatte die Lebensfreude zurückgefunden.

Sonngebräunt und voll frischen Lebensmutes kehrte sie nach Blumenau zurück, um die sonst so gefürchtete, lange und schwere Winterschule tapfer und voll Eifer aufzunehmen. Maielies und Eva verlebten eine so schöne Zeit wie zu Anfang ihres Beisammenseins miteinander, vielleicht noch schöner und sich mit noch größerer Liebe zugetan, da sie seither beide gelitten und reifer geworden waren. Eine Wolke hing aber über dieser Zeit: Der nahe Abschied Maielies'. Bis Neujahr würde sie noch Schule halten, und im Februar sollte dann die Hochzeit stattfinden. Sie wollten die Geburt des kleinen Hellerkindleins erst vorbei gehen lassen, das Ende Januar ankommen sollte, damit sie es doch noch begrüßen und Lilli auch an die Hochzeit kommen könnte.

Eva half Maielies tüchtig an ihrer Aussteuer nähen; der größte Teil lag zwar schon fertig da, denn Maielies hatte früh, vor einigen Jahren schon, damit begonnen. An die Trennung von ihrer Freundin und an das nachherige Ohnesieleben durfte Eva kaum denken. Um sich selbst zu beschwichtigen, tröstete sie sich: jetzt geht es ja noch so manche Woche bis zum Abschied, dann werden wir uns ja in den Frühlingsferien in Mailand wiedersehen, und im Sommer kommt Maielies wieder in die Heimat. So werden wir nie ganz getrennt sein.

Eva fühlte eigentlich erst jetzt so recht, welch' lieber, großer Mensch Maielies war. Sie sollte, sie mußte glücklich werden! Sie bangte auch nicht mehr so sehr um deren Glück, denn Lukas, der neben seiner fröhlichen Leichtsinnigkeit und seinem schnell erregbaren Blute im Grunde doch ein kerngesunder, offener Charakter war, würde durch Maielies' guten und klugen Einfluß auch ruhiger und fester werden.

Es war am ersten Adventsonntag. Voll Schnee und heimlicher Weihnachtsfreude. Maielies war schon am Vormittag zu Freundinnen gefahren, um dort ihren letzten Besuch abzustatten, denn nach und nach mußte sie doch an das Abschiednehmen denken.

Eva saß in der gemütlichen Wohnstube mit Weihnachtsarbeiten beschäftigt. Aber sie konnte sich heute, trotz der Weihnachtsstimmung, gar nicht auf Weihnachten freuen. In der Schule war es anders, da steckten die Kinder sie mit ihrer seligen, ungeduldigen Freude an, aber heute, so allein, wurde es ihr schwer und bang zumute. Ach, die Wolke wurde immer größer und drohte, ihr alle Helligkeit zu nehmen: Maielies' Weggehen. Wie sollte es nachher werden? Bis im Frühling, vielleicht dann auch noch nachher, würde sie Maielies' Stellvertreterin in ihre Wohnung aufnehmen, aber diese war ja nicht Maielies, sie mochte noch so nett sein.

„Ach, wenn ich auch einen lieben Menschen für mich haben dürfte, ihn umsorgen und immer bei ihm sein, zu ihm flüchten, wenn es trüb und schwer in mir ist", dachte Eva traurig. Mit Heimweh füllte sich das trauliche Zimmer, mit Heimweh Evas liebesdurstiges Herz und ihre großen grauen Augen, die sonst schon immer einem Heimwehseelein glichen. Keine Mißgunst war dabei, kein Haß, als sie an die dachte, die glücklicher waren als sie, nur ein grenzenloses Heimweh nach dem Geborgensein, das Heimweh eines Menschen, der schon früh seine richtige Heimat verloren hat und der sich immer wieder nach einer solchen sehnt. Keine Bitterkeit stieg in ihr auf, als sie an Georg Heller dachte, nur ein augenblicklicher weher Stich durchzuckte ihr Herz. Träne um Träne tropfte auf ihre Arbeit. Sie ließ die Hände weiter arbeiten, obschon sie sich plötzlich so müde fühlte; sie mußte arbeiten, damit sie ein wenig abgelenkt und die Sehnsucht nicht noch größer wurde.

Da läutete es draußen. Eva fuhr auf und wischte sich die Tränen hastig ab. Langsam ging sie der Türe zu, sich im Gehen immer neu die Augen trocknend.

Draußen stand niemand anders als Georg Heller mit seiner jungen Frau.

„Nur auf ein kleines Sprünglein", meinte Lilli Heller, als sie von Eva sorglich aus der Umhüllung geschält wurde, „ich mußte einfach fort heute. Wer könnte an einem solchen weißen prächtigen Sonntag in der Stadt bleiben, wo man ja nichts vom Schnee sieht, noch hat. Und später im Winter wird das Reisen allmählich doch nicht mehr so einfach sein", lachte die werdende junge Mutter, „jetzt will ich daher noch profitieren!"

Eva machte schnell den Tee bereit und bedauerte nur, daß Maielies nicht da sei. Sie hätten sie natürlich auch gerne gesehen, aber sie wollen zufrieden sein, daß sie wenigstens eines der beiden Schwesterlein getroffen, meinten die zwei Besucher und ließen es sich wohl sein beim heißen Tee.

Eva dankte im geheimen für diese Erlösung aus ihrem Heimwehnachmittag. Sie wurde nach und nach auch gesprächig und sogar munter und konnte fröhlich mit den Zwei lachen.

„So, jetzt muß ich ein wenig in den Garten und dort das kleine Bäumlein schütteln, das schon lange auf mich wartet!" rief die junge, immer gleich lebhafte Frau plötzlich aus und legte sich schon das Schultertuch um den Kopf.

„Aber Lilli", ermahnte der besorgte Gatte, „so wirst du dich erkälten! Wart', ich hole dir den Mantel und die Ueberschuhe!" und schon war er in den Gang hinausgesprungen. Lilli, ganz übermütig, wartete aber nicht darauf, sondern war schon unter der Balkontüre verschwunden, von wo eine kleine Treppe hinunter in den Garten führte. Da plötzlich — Georg war noch nicht ganz zur Stelle, und alles folgte sich in wenigen Sekunden — ein heller Schrei, ein dumpfer Fall! Eva und Georg stürzten hinaus. Da lag Lilli wie leblos auf der Steinterrasse, die das Haus umgab. Sie mußte auf der schneebedeckten Treppe ausgeglitten und hinabgefallen sein.

(Fortsetzung folgt.)